

Newsnet / Tages-Anzeiger; 16.04.2016

Standard

Was ist bloss aus den einst stolzen Bündnern geworden?

Fabian Renz

Graubünden steckt tief in der Krise: Es darben Tourismus, Bauwirtschaft, Bergdörfer und Selbstbewusstsein. Vom Sturz des Steinbocks.

Und dann gibt es da zum Glück noch Zeus Palma. Sechsmal wurde das Tier letztes Wochenende bei den Braunvieh-Europameisterschaften in Frankreich prämiert, unter anderem als beste Leistungskuh und für das schönste Euter. Palma stammt vom Plantahof bei Landquart. Ihr ist es zu verdanken, dass diese Woche eine positive Neuigkeit über den Äther ging. Eine positive Neuigkeit aus Graubünden.

Rar geworden sind diese. Aus dem flächenmässig grössten Schweizer Kanton vernimmt man derzeit vor allem Nachrichten, wie sie am Montag im «Tages-Anzeiger» zu lesen waren. In keinem anderen Kanton erlitt demnach die Bauwirtschaft seit 2011 derartige Einbrüche – um weit über 80 Prozent gingen die Baubewilligungen in manchen Tälern zurück, hauptsächlich wegen der Zweitwohnungsinitiative. Die Malaise auf dem Bau geht einher mit jener des Tourismus, dem wichtigsten Wirtschaftszweig. Latente Strukturprobleme haben sich mit der Frankenstärke zum Treibstoff des Niedergangs verquickt: Im Jahr 2015 verzeichnete die selbst ernannte «Ferienecke der Schweiz» noch 4,7 Millionen Logiernächte, 6,6 Prozent weniger als Vorjahr. Und so wenige wie noch nie im letzten Vierteljahrhundert.

Auf dem drittletzten Platz

Bündner Aktualität, es ist nicht mehr zu verkennen, gehört in diesen Tagen vornehmlich zum Tragödienfach. So gab der Bündner Somedia-Konzern vor wenigen Tagen bekannt, die Kundendruckerei Comprinta in Chur zu schliessen, 31 Stellen sind betroffen. Wie der traurige Begleitsound zu solchen Depeschen nimmt sich der aktuelle kantonale Wettbewerbsindikator der UBS aus: Graubünden hat im Vergleich zur letzten Erhebung (2014) weiter Punkte verloren und ist vom viert- auf den drittletzten Platz unter den 26 Kantonen abgerutscht.

Ins gleiche Genre gehören die Einwohnerstatistiken fast aller Gemeinden ausserhalb des industrialisierten Churer Rheintals und der grossen Tourismuszentren: Es scheint nur noch eine Frage der Zeit, bis gewisse

Talschaften entvölkert sind, etwa in den Seitenarmen der Surselva. Der politische Druck, den die Unterlandkantone auf die Wasserzinsen ausüben, droht die Situation noch unabsehbar zu verschlimmern. Verlieren die abgelegenen Standortgemeinden der Wasserkraftwerke ihre oftmals einzige sichere Einnahmequelle, könnten dort die letzten Lichter ausgehen.

Ein Kanton in der Krise – wer das sagt, meint meist: Wirtschaftskrise. Mit diesem Begriff jedoch lassen sich gewisse Symptome in Graubünden nicht ausreichend fassen. Etwa jenes ominöse Foto, das während der Frühjahrsession der eidgenössischen Räte die Runde machte. Es zeigte die Parlamentsdelegation des Kantons Zürich bei einem Treffen mit der Zürcher Regierung. Mittendrin: SVP-Nationalrätin Magdalena Martullo-Blocher. Die Tochter von Christoph Blocher wohnt in der Tat an der Zürcher Goldküste, gewählt jedoch wurde sie im Dezember vom Bündner Stimmvolk.

Es scheint nur noch eine Frage der Zeit, bis gewisse Talschaften in Graubünden entvölkert sind.

Dass ein Kanton freiwillig ein Fünftel seines Gewichts im Nationalrat auslagert, darauf also quasi verzichtet, dass er in den eigenen Tälern keine qualifizierte Vertretung zu finden glaubt: Es ist in der jüngeren Schweizer Geschichte ein Unikum, symbolisch verdichtet in einer demütigenden Fotografie.

Und es ist ein Kuriosum im Spiegel einer Historie, die zwei Jahrhunderte zurückblendet. Am 4. Januar 1814 geschah es, dass eine Hundertschaft bewaffneter Bauern das Regierungsgebäude in Chur stürmte und die Wiederherstellung des alten Bündner Freistaats forderte. Der Franzosenkaiser Napoleon, der die Bündner elf Jahre zuvor der Eidgenossenschaft zugeschlagen hatte, war in der Völkerschlacht bei Leipzig unterlegen – jetzt wollten die Bündner Separatisten den Grossen Rat in Chur dazu zwingen, Eigenständigkeit und verlorene Untertanengebiete zurückzuerlangen. Die Grossräte, die sich in ihrem Sitzungssaal verbarrikadiert hatten, gaben aus Angst dem polternden Fussvolk vor der Tür nach. Prompt erklärten sie Bündens Unabhängigkeit von der Restschweiz.

Das Aufständchen scheiterte schnell. Trotzdem wären die selbstbewussten Bündner von damals wohl fassungslos darüber, dass ihren Nachfahren im 21. Jahrhundert das Etikett der «erfolgreichen Unternehmerin» (Martullo-Blocher leitet die Ems Chemie) als Pfandschein für die Preisgabe politischer Macht genügt.

Das Hadern der heutigen Bündner mit sich selber zeigt sich in vielen Bereichen. Seit Jahren drängt das wirtschaftliche Establishment auf eine Olympiakandidatur, doch das Volk will nicht, wie es in einer Abstimmung klarmachte. Endlos, fruchtlos sind die Diskussionen darüber. Und die rätoromanische Sprachminderheit liefert sich seit 30 Jahren einen verbiesterten Streit über eine gemeinsame Schriftsprache. Bis heute stösst das in den 80er-Jahren entwickelte Rumantsch Grischun in Teilen der 40 000-köpfigen Rumantschia auf erbitterten Widerstand.

200 Jahre alte Strukturen

Was, so fragt man sich, ist los mit den Bündnern? «Der Bündner», sagt Andreas Wieland, «ist von seiner Art her eher behäbig.» Wieland ist CEO der Hamilton Bonaduz AG, einer florierenden Produzentin von Medizinaltechnik mit 600 Angestellten. Er darf sich in Graubünden stets etwas mehr Redefreiheit als der Durchschnitt herausnehmen, und er tut es auch. «Wir haben hier Strukturen, die 200 oder 300 Jahre alt sind: Nachbardörfer, die uralte Rivalitäten ausleben, Katholiken, die nicht mit Protestanten wollen, und so weiter.»

Wieland beklagt einen Mangel an Innovationen im Kanton: «Wir müssten massiv in die Digitalisierung investieren. So bekäme auch der Tourismus einen Teil seines Kostenproblems in den Griff. Wir müssten heute schon die Infrastruktur vorbereiten, damit es fahrerlose Autos dereinst in unsere Täler schaffen.» Stattdessen sei viel versäumt worden, etwa bei der Ausbildung. «Wir haben kaum Ingenieure. Unsere Fachhochschulen sollten die Leute ausbilden, die wir brauchen.» Ein Problem sei auch, dass an den Schulen das Italienische dem Englischen vorgezogen werde. «Das macht es für mich nicht einfacher, wenn ich Leute aus dem Unterland anstelle und sie überzeugen will, mit ihren Familien hierherzuziehen.»

«Den Bündner», sagt dagegen Jon Pult, «gibt es nicht. Der Kanton ist ungeheuer vielfältig. Die Unterschiede zwischen Küblis im Prättigau und Roveredo im Misox sind riesig.» Anders als Wieland bejaht Pult, Chef der SP Graubünden, 31 Jahre alt, nicht nur die Vorzugsbehandlung der Kantonssprachen. Er findet vor allem auch, dass Graubünden viel stärker auf sein kulturelles Potenzial setzen sollte. «Überhaupt müssen wir alles tun, um vom Klumpenrisiko Wintertourismus wegzukommen.» Schuldig an der Situation sei die Wirtschaftselite, die sich kurzsichtig an ihre Geschäftsmodelle aus den 70er-Jahren gekrallt habe, etwa beim Zweitwohnungsbau. Zu viel vermeintlich Altbewährtes: Die Diagnose eint den bürgerlichen Unternehmer und den linken Politiker.

Aber dann gibt es da ja immerhin noch: die gesunden Kantonsfinanzen. Die vielfältige Politlandschaft (anders als im Wallis mit seiner CVP-Monokultur). Die Bündner Landwirtschaft mit dem schweizweit höchsten Bio-Anteil. Endlich die Entschlossenheit, Verkrustungen aufzubrechen (Gemeinden und Destinationen kooperieren und fusionieren immer schneller). Den Bündner Pragmatismus (Wölfe leben hier auch nach einem Schafriss länger als anderswo).

Und es gibt, immer noch, den Morteratschgletscher. Die Greina-Ebene. Das melancholische Lächeln der Schynschlucht. Das Leben in der Churer Altstadt. Den Geschmack des Calanda-Biers. Den Bündner Dialekt. Den Geruch des Windes in den Rebbergen der Bündner Herrschaft. Das schwer zu beschreibende Gefühl, wenn man mit dem Zug nach Sargans über die Rheinbrücke auf Bündner Boden übergesetzt hat.

Setzt man die Zugreise bis nach Domat/Ems fort und schaut auf Höhe Ems Chemie rechts zum Fenster hinaus, erblickt man eine unsagbar hässliche - Betonbrache. Hier hat der Kanton über Jahre vergeblich versucht, eine Grosssägerei anzusiedeln. Ein Trauerspiel. Jetzt aber soll sich was ändern. Die Firma Hamilton will dort eine Forschungs- und Produktionsanlage aufbauen. Hoffnung, immerhin.